Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abzeichen jedes Sonderbundes unter euch Eidgenossen und Volksgenossen auch aus der Sprache, in der ihr Ausdruck verleihet eurer fortan nur brüderlicher Freundesgesinnung gegeneinander! — Ehe dieser neue und doch alte Geist vom Rütlibunde nicht erfaßt zuerst im kleinen Kreise Gleich- und Gutgesinnter die Vorkämpfer und Vorbilder in der Überwindung der Selbstsucht durch den Gemeinsinn, dann die ganze Volksgemeinschaft, — kann es nicht gelingen auf eine gemeinsame Linie zu bringen mit noch so schönen, aber billigen Programmen, (nach denen sich ja doch der Einzelne nicht richtet noch die Partei oder gar der in der Interessengruppe eingekapselte Berufs- und Standesmensch) die Vertreter und Anhängern der verschiedenen politischen Richtungen und Weltanschauungsweisen und Untertanen des Eigennutzes. Ohne diese Selbsterziehung aller zur „Freundschaft in der Freiheit" keine starke Schweiz".

Arnold Knellwolf.

Bücher Rundschau

Um Österreich.

Kurt Schuschnigg: Dreimal Österreich. Thomas-Verlag Jakob Hegner in Wien, 1937.

Österreich heißt das Land!
Da er's mit gnädiger Hand
Schuf und so reich begabt,
Gott hat es lieb gehabt!"

Mit diesen Versen hat Anton Wildgans im Jahre 1929 seiner Begeisterung für das selbständige Österreich Ausdruck gegeben und der heutige Bundeskanzler zögert nicht, sie als Abschluß seiner umfangreichen Arbeit und so als Ausdruck eines unerschütterlichen Optimismus um die Zukunft des „Dritten Österreich" zu wiederholen. Und so sind denn diese kurzen Verse geeignet, ein charakteristisches Bild zu geben von der Grundtendenz des Buches, das in seinem ganzen Aufbau dazu bestimmt ist, das heutige Österreich als unerschütterlich und für die Zukunft gesichert darzustellen. In dieser Hinsicht liegt ja der Inhalt des Buches durchaus in der Linie, die aus zahllosen politischen Erklärungen des Bundeskanzlers bereits wiederholt erkennbar geworden ist.

Und um gleich bei der Poesie zu bleiben, die übrigens ein kennzeichnendes Merkmal des Buches darstellt — die poetische Form der Klassiker wird fast über Gebühr als Beweismaterial in Anspruch genommen —, ist es bemerkenswert, daß Schuschnigg sein Buch mit einer Wendung schließt, die gewissermaßen in konzentriertester Form das zusammenfaßt, was den Grundcharakter des Werkes darstellt. Er zitiert Heinrich von Collin, der die Worte sprach:

„Wenn es nur will, ist Österreich immer über alles; es will, es will!" —

Beethoven selbst hat dieses Bekenntnis in Töne gesetzt und der Bundeskanzler schließt nun so sein Werk:

„Der Zufall fügte es, daß dieser Satz Beethovens aus den verborgenen Schätzen unserer Archive im Jahre 1934 ans Tageslicht kam.

So sei es denn:

Es will!"

Will es wirklich? Das aber ist gerade die Frage, mit der der Leser gespannt an die Lektüre des halboffiziellen Werkes herangeht — die Frage aber auch, die, legt er das interessante Buch aus der Hand, tatsächlich keine Beantwortung gefunden hat. Vielmehr erscheint die zitierte begeisterte Schlußfeststellung des Verfassers insofern willkürlich, vielleicht sogar als Fiktion, indem der Leser in dem umfangreichen Werk im Grunde vergeblich nach einem schlüssigen Beweis für diese Behauptung sucht.

Damit soll keineswegs auch nur der geringste Zweifel am Idealismus und an dem tiefen Glauben an das Österreichertum, die zweifellos sehr weite Kreise umfaßt haben und bei fortlaufender Entwicklung vielleicht noch weitere Kreise umfassen werden, gestattet sein. Doch nicht darum geht im Grunde die Frage, sondern einfach darum, wie die Mehrheit des Volkes denkt. Und da muß nun festgestellt werden, daß nach durchaus eindeutigen Kennzeichen, die teilweise fast im Übermaß über die Grenzen gedrungen sind, bis heute wenigstens die Mehrheit des österreichischen Volkes das „Dritte Österreich" seines Bundeskanzlers ablehnt und sich gefühlsmäßig für die großdeutsche Lösung entschieden hat. Die Kennzeichen sind eindeutig genug: Verbot der anschlußfreundlichen Parteien wegen ihres starken Anhangs, Unterdrückungsmaßnahmen gegen Presse- und Vereinsfreiheit, vor allem aber die seit Jahren wiederholt proklamierte Weigerung, den Willen des Volkes im Wege von Neuwahlen festzustellen. Vor noch nicht langer Zeit verlautete, daß österreichische Regierungskreise selbst ihren eigenen Anhang mit nicht über 15 % der Bevölkerung bezifferten!

Es ist möglich, aber nicht sicher, daß sich dieses Verhältnis inzwischen wesentlich zugunsten der Regierung verschoben hat. Jedenfalls hat man irgendwelches bestimmte Kennzeichen für eine Veränderung keineswegs sichtbar gemacht und im Grunde gibt auch Schuschnigg in seinem Buche keine Anhaltspunkte dafür. Solange eben dieses Volk nicht Gelegenheit gehabt hat, in freier Abstimmung seinen Willen vor aller Welt zu erklären, muß allen noch so kategorischen Feststellungen über den angeblichen Willen und die Lebensrichtung des kleinen Landes irgendwie etwas Gezwungenes, Künstliches anhaften. Für den jedenfalls, der vom demokratischen Blickfeld aus urteilt, kann es nicht anders sein.

Ich glaube, man muß diese Dinge zur richtigen Erkenntnis des bedeutsamen Werkes des österreichischen Bundeskanzlers vorab klarstellen. Schuschnigg selbst geht eben auf diesen Punkt sozusagen überhaupt nicht ein. Für ihn steht es fest, daß eine gedeihliche und fruchtbringende Zukunft Österreichs im kulturellen Rahmen des deutschen Volkes nur bei Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit überhaupt denkbar ist. Diese Überzeugung, man kann schon sagen: dieser unerschütterliche Glaube, der seine Wurzeln im Gedanken des alten Österreich der Vorkriegszeit, des „Ersten Österreich" hat, bildet für ihn die einzige Plattform für die Beurteilung der politischen Geschehnisse in seinem Land. Für ihn ist die Erhaltung des selbständigen Österreich Dogma und Ausgangspunkt, und die Mittel, die gegen Andersempfindende eingesetzt werden, fließen nach seiner Auffassung einfach aus dem unantastbaren Notwehrrecht des Staates, der sein Leben beschützt. Daraus erklärt sich auch, daß Schuschnigg von seinem Kampf und besonders dem seines Vorgängers, Dollfuß, gegen die österreichischen Nationalsozialisten eigentlich gar nicht viel Wesens macht: er will offensichtlich die betreffenden Maßnahmen einfach als selbstverständliche Abwehrmittel des Staates angesehen wissen. Aus diesem Grunde auch sucht der Leser in dem Werke vergeblich nach einer irgendwie fundierten Begründung für die konstante Verweigerung der Ausschreibung von Neuwahlen. Für Schuschnigg ist auch das nichts anderes als ein durchaus berechtigtes Abwehrmittel des Staates gegen die Unvernunft der Masse, das eigentlich gar keiner weiteren Begründung bedarf. So wird auch die Oktroierung der Maiverfassung 1934 wie etwas Selbstverständliches nur ganz kurz gestreift, obwohl bekanntlich die Angelegenheit vom Blickpunkt des formalen Staatsrechts in mehr als einer Beziehung etwas zweifelhaft war. Schuschnigg ist in Feldkirch und, während des Weltkrieges, durch seine aktive Teilnahme an der Front zu einer gläubigen Begeisterung für Österreich erzogen worden, die ihm ohne weiteres den Mut gibt, irgendwelche demokratischen Rücksichtsnahmen gegenüber seiner präsumptiven Gegnern ruhig fallen zu lassen. So folgt er Goethe, den er zitiert:

„Ursprünglich eigenen Sinn
Laß dir nicht rauben.
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben."

Wer Österreich will, deutsch, aber selbständig, der hat recht und deshalb ist er auch berechtigt, die in ihren Ansichten oder Überzeugungen anders gerichtete Masse

an die Wand zu drücken oder zu ignorieren. Das ist, im Grunde, der Sinn des Buches.

Ganz fraglos und unbestreitbar sind die Gedanken in dem Werk ausgezeichnet wiedergegeben und zu einem logischen Gebilde aufgebaut, das oftmals an einzelnen Punkten zu überzeugen vermag, nicht auch zuletzt deshalb, weil das Buch in einem denkbar anspruchslosen, gefälligen Ton, ohne irgendwelche bombastischen Allüren, geschrieben ist. Knapp ist die Schilderung des Zusammenbruchs des „Ersten Österreich", von dem dem Patrioten im Jahre 1918 nurmehr die Sehnsucht nach dem zugrundegegangenen Vaterland geblieben ist, die nun alle seine Wege bestimmt. Ausführlicher die Darstellung des „Zweiten Österreich" von 1919 bis 1932/33; überzeugend schildert der Verfasser das völlige Versagen des überspitzten österreichischen Parlamentarismus (die österreichische Verfassung von 1919 hat bekanntlich dem Parlamente viel mehr Rechte gegeben, als die Verfassung von Weimar), wo bei der ungefähr gleichen Stärke der vereinigten Regierungsparteien und der Opposition fruchtbringende Arbeit nicht zu erzielen war. Seine Schilderung der Persönlichkeit Ignaz Seipel's zeigt, daß das Land ohne die Arbeit dieses überragenden Kopfes wahrscheinlich schon damals zusammengebrochen wäre. Schuschnigg weist nach, daß Seipel bereits den Grund für das „Dritte Österreich", die Abkehr vom Parlamentarismus, gelegt hat. Auf dem Totenbett, Anfangs August 1932, hat er gesagt: „Gott sei Dank, in Österreich geht jetzt alles auf dem richtigen Geleise."

Aus dem völligen Versagen des Parlamentarismus erklärt Schuschnigg die Bildung der außerparlamentarischen Kräfte, namentlich des „Heimatschutzes" und der anderen Verbände, mit deren Hilfe das „Dritte Österreich" erst geschaffen werden konnte. Die Verbände werden der Regierung, bezw. der Exekutive angegliedert und so als Waffen gegen die Opposition eingesetzt.

Engelbert Dollfuß, der recht eigentlich den Aufbau des „Dritten Österreich" durchsetzte, ist der Kanzler treu ergeben. Er betrachtet sich als seinen Schüler und Nachfolger im Geiste. Knapp zusammengefaßt schildert Schuschnigg den Kampf Dollfuß' für Rot-Weiß-Rot, für die Vaterländische Front, gegen Papierböller und Sprengstoffattentate, die Ausschaltung des Nationalrates, die Zerschlagung der Parteien, wobei auch die eigene nicht verschont wird, die Sicherung der wirtschaftlichen Entwicklung durch die gegen eine starke Opposition durchgesetzte Annahme der Völkerbundsanleihe von Lausanne, endlich die Oktroierung der ständischen Verfassung vom Mai 1934 bis zur Katastrophe am 25. Juli 1934. Kategorisch wird die Notwendigkeit des „Dritten Österreich" begründet:

> „Die Frage stand offen, entweder dem Kampf der innerpolitischen Kräfte freie Bahn zu lassen; dann war nach aller Voraussicht der Bürgerkrieg, jedenfalls aber der wirtschaftliche Zusammenbruch nicht zu vermeiden; oder aber die Austragung der innerpolitischen Gegensätze zu vertagen, um mit starker, verantwortlicher Führung das Wiederaufbauwerk zu beginnen. Wem die Erhaltung Österreichs zum politischen Programm geworden war, der mußte sich für die zweite Lösung entscheiden. Wer die erste Lösung vertrat, hatte das Ende Österreichs in seinen Vorsatz aufgenommen oder aber er war zu kurzsichtig, um die notwendigen Folgen zu überblicken."

Diese Worte erklären ohne weiteren Kommentar die Politik Dollfuß' und Schuschnigg's gegenüber den Kräften, denen das „Dritte Österreich" nichts bedeutet.

Noch viel müßte eigentlich über dieses fesselnde Buch gesagt werden, vor allem auch über die ruhige Beurteilung der wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten des kleinen Landes, über die Rolle des Katholizismus und der Kirche, über Reisen des Kanzlers nach Deutschland und seine Beurteilung verschiedener Mitarbeiter. Fey wird ziemlich kurz behandelt, Starhemberg bei aller Anerkennung seiner Verdienste am Ende mit leiser Ironie erledigt, Rintelen als „psychologisches Problem" abgetan. Der ganze Charakter des Werkes und speziell die Beurteilung der Mitarbeiter lassen in dem Kanzler einen scharf autoritären Willensmenschen erkennen, der im Wesentlichen keine Kompromisse kennt. Seine außenpolitische Einstellung geht deutlich in der Richtung auf Verselbständigung zwischen den beiden Koalitionen und nähert sich im übrigen dem bekannten „Hodza-Plan", denn es heißt:

„Ich habe unsere politische Aufgabe nie in der entscheidenden Wahl zwischen den angeblichen Gegensätzen Mitteleuropa oder Deutschland gesehen, also zwischen Donaubund oder Anschluß, sondern in der Überwindung dieser Gegensätzlichkeiten; dies ist dann möglich, wenn keiner der Staaten Mitteleuropas sich durch Deutschland und Deutschland sich nicht durch ein Bündnis dieser Staaten bedroht fühlt, wenn somit eine mitteleuropäische Organisation mit Einschluß Deutschlands gefunden werden kann."

Ein zweifellos interessantes, aber schwer erreichbares Ziel!

Den Schluß des Buches bildet die erneute Feststellung, daß Österreich im Rahmen der deutschen Kulturgemeinschaft selbständig bleiben müsse. Dagegen wird die Frage der Staatsform eher dilatorisch behandelt; Barthou wird zitiert, der dem Kanzler in Genf sagte (1934): „Ne restaurez pas les Habsbourg"!

Das interessante Buch enthält zwei unveröffentlichte Dokumente über die Ermordung Dollfuß' am 25. Juli 1934. Wir möchten es uns nicht versagen, einen kurzen Abschnitt daraus zu zitieren, da die Wiedergabe geeignet ist, nicht nur ein Bild des politischen Konflikts selbst zu geben, sondern auch gewisse menschliche Aspekte erkennen zu lassen, wie sie wohl nur in der Wiener Atmosphäre gefunden werden.

Polizeioberwachmann Messinger war Zeuge der letzten Stunden des ermordeten Kanzlers:

„Knapp darauf ging der Putschmajor weg, und es kam in Begleitung von mehreren Rebellen mit vorgehaltenem Revolver Minister Fey. Der Herr Bundeskanzler war in diesem Augenblick bei vollem Bewußtsein und sagte: „Grüß Dich Gott, Fey, wie geht es Dir, und wie geht es den anderen Herren?" Fey: „Danke, mir geht es ganz gut, wie Du siehst, und auch die anderen befinden sich wohl." Bundeskanzler: „Sag' bitte dem Mussolini, er soll für meine Frau und meine Kinder sorgen." Diese Besprechung dürfte nicht im Sinne der Putschisten gewesen sein, denn es trat einer mit vorgehaltenem Revolver, ein anderer mit der Uhr vor, welcher sagte: „Kommen Sie zur Sache, das interessiert uns nicht. Erteilen Sie dem Herrn Minister Fey den Auftrag, daß Rintelen mit der Regierungsbildung zu betrauen sei und daß die Exekutive alle Feindseligkeiten gegen das Kanzleramt einzustellen habe." Darauf antwortete der Bundeskanzler: „Minister Schuschnigg ist mit der Regierungsbildung zu betrauen, und, falls der nicht mehr sein sollte, Polizeivizepräsident Skubl." Da sagte einer von den Putschisten, daß die 15 Minuten um seien und Minister Fey wurde weggedrängt ... Als Minister Fey abgeführt war, äußerte sich der Herr Kanzler, daß er sehr durstig sei. Wir befeuchteten ihm die Lippen mit einem mit Wasser getränkten Wattebausch. Da sagte er: „Kinder, Ihr seid so lieb zu mir. Warum sind das die anderen nicht? Ich habe ja nur den Frieden haben wollen. Wir haben nie angegriffen, wir mußten uns immer wehren. Der Herrgott soll ihnen vergeben."

Jedem, der sich um das Geschehen im neuen Österreich interessiert, kann das Buch nur empfohlen werden.

Jann v. Sprecher.

Festschrift Friedrich Emil Welti.

Dem hochverdienten Rechtshistoriker und Juristen Dr. Friedrich Emil Welti auf Schloß Lohn bei Kehrsatz (Bern) haben die Aargauische Historische Gesellschaft und der Historische Verein des Kantons Bern zum 80. Geburtstag (den 15. Juni 1937) eine Festschrift mit sechszehn Beiträgen schweizerischer Autoren dargebracht. Der Band stand unter der Leitung von Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann in Aarau und hat durch die Gleichartigkeit des Stoffes den Charakter einer ungewöhnlich geschlossenen geistigen Leitung erhalten. In einer gemeinsamen Festfeier der herausgebenden Vereine, die in Langenthal am 13. Juni 1937 stattfand, wurde Dr. Welti das erste Stück der Festschrift überreicht. Wir freuen uns heute, von dem prächtigen Bande der weiteren Öffentlichkeit Kenntnis geben zu können, ist doch sein Inhalt das Spiegelbild des weitgespannten Schaffenskreises

Weltis und sind nicht wenige der Mitarbeiter von dem Jubilar zu wissenschaftlicher Produktion angeregt worden. Die Festschrift bietet eine vorzüglich gelungene Aufnahme des Gefeierten und ein Verzeichnis seiner historischen und rechtshistorischen Schriften. Glückwünschende Behörden, vorab die Regierungsräte von Bern und Aargau, zahlreiche gelehrte und wirtschaftliche Organisationen und Institute und viele Einzelpersonen zeichnen an der Spitze des Buches und vereinigen ihre Wünsche mit denen der Autoren und des Verlages Sauerländer in Aarau, der das Buch aufs beste ausgestattet hat. Wenn es auch nicht üblich ist, daß der Bundesrat sich als Gratulant und Subskribent an solchen Werken beteiligt, so darf doch darauf hingewiesen werden, daß Weltis Mitarbeit an der „Sammlung schweizerischer Rechtsquellen" einen gesamtschweizerischen, überkantonalen Charakter besitzt. „Unermüdlich schaffensfreudig, in vaterländischer Gesinnung und bewunderungswürdiger Hingabe an die Wissenschaft, die einst sein Vater Bundesrat Emil Welti in jungen Jahren gepflegt hatte, hat ihn der Sohn darin weit übertroffen." Das Lebenswerk Friedrich Emil Weltis ist „ausgezeichnet durch tiefschürfende rechtshistorische Untersuchungen."

Ein freundlicher Zufall hat es gefügt, daß der frühere und der jetzige Präsident der Rechtsquellenkommission des Schweizerischen Juristenvereins, die Welti besonders nahe stehen, den Reigen der Arbeiten eröffnen. W. Merz (Aarau) veröffentlicht die Rechtsquellen der aargauischen Gemeinde Freienwil (3 Km. nördlich von Baden, in der ehemaligen Landvogtei Baden). Es ist eines jener Beispiele, wo sich im Bereiche der Eidgenossenschaft die niederen Gerichte als Sonderkompetenz bis 1798 erhalten haben. Twing und Bann gehörten einst dem Ministerialgeschlecht der Herren von Rümlang und kamen 1367 in die Hand von Badener Bürgern, die sie genau 140 Jahre innehatten. 1507 kaufte die Gemeinde die niederen Gerichte vom letzten Twingherrn und übte die Gerichtsbarkeit fortan selbst aus. Die besondere Eigentümlichkeit dieser Entwicklung lag darin, daß hier eine Bauerngemeinde selbst Inhaberin der niederen Gerichte werden konnte und daß sie diese Rechte bis 1798 behalten hat. Es darf dies als ein nicht alltäglicher Fall günstiger Rechtslage betrachtet werden, wo der Inhaber der Landeshoheit verzichtete, ein Zugrecht geltend zu machen. Wer die Verhältnisse unserer Städtekantone kennt, wird bestätigen, daß seitens einer städtischen Regierung diese Gerichte zum Ausbau der Landeshoheit von obrigkeitswegen eingezogen worden wären. Die andere Beobachtung, die sich aus dem Quellenmaterial gewinnen läßt, ist die Verfolgung der Kompetenzstreitigkeiten zwischen der Gemeinde und dem Twingherrn, wobei jeweilen die VIII alten Orte als Herren der Vogtei Baden vermittelnd einzugreifen hatten. Wer sich um das Problem der Landeshoheit in der alten Eidgenossenschaft bemüht, wird die Arbeit gerade deshalb mit großem Gewinn benutzen. Daneben bieten die Quellen Nachrichten über das Weierhaus, wo der Gerichtsherr seinen Sitz hatte, über wirtschaftliche Angelegenheiten, wie Wässerung, Dreifelderwirtschaft, Weidegerechtigkeit usw. — Interessante Probleme ergeben sich auch aus der Arbeit von Prof. Hermann Rennefahrt (Bern) über die Zustände in der bernischen Landgemeinde Oberlindach. Die Arbeit, vom Verfasser bescheiden als kleine Idylle bezeichnet, bietet zahlreiche Einzelzüge, die für die Gesamtentwicklung der bernischen Gemeinde typisch sind. Ausgehend von der herrschaftlichen Seite der Wirtschaftsordnung, kann festgestellt werden, daß es in Oberlindach an einem Grundherrn fehlte, der die Wirtschaft einheitlich geleitet hätte. Immerhin läßt sich die Gemeinwirtschaft der Dorfgenossen sehr schön verfolgen und diesem Umstande entsprechen auch die Dorfordnungen aus dem 16. Jahrhundert. Die Entwicklung bis zur Gegenwart verläuft nun aber deutlich im Sinne der Sonderwirtschaft: das Gemeinland geht in Privatbesitz über und die heutige Dorfgemeinde verwaltet nur noch Bruchstücke ihrer ehemaligen Funktionen; das Sondereigentum ist Meister geworden und im übrigen sind die öffentlich-rechtlichen Aufgaben an die Burger- und Kirchgemeinde übergegangen. — Dr. Bernhard Schmid (Bern) behandelt den Königshof Bümpliz. Wenn Bümpliz 1306 als „curia imperii" bezeichnet wird, so dürfte daraus auf eine frühere Zugehörigkeit zum Reiche geschlossen werden. Schmid stellt alle Belege für die historisch-topographische Festlegung des ehemaligen Königshofes in Bümpliz zusammen und versucht die lokalen Verhältnisse mit den Ergebnissen der allgemeinen Forschung zu kombinieren. Die Arbeit will als eine Vorstudie der Geschichte dieses Königshofes gewertet sein. — Prof. Dr. Karl Schib (Schaffhausen) untersucht die älteste Geschichte des Städtchens Kaiserstuhl. Er tritt mi

guten Gründen für eine frühere Zugehörigkeit Kaiserstuhls zum Klettgau ein und vermutet als Städtegründer, im Gegensatz zur bisherigen Meinung, die Freiherren von Regensberg. Lütold VI., der Sohn des Gründers der Städtchen Glanzenberg und Neu-Regensberg, dürfte durch seine Heirat mit der Erbin des Hauses Kaiserstuhl um 1250 in den Besitz einer schon bestehenden Burg gekommen sein und dieselbe zum Städtchen erweitert haben. Ein urkundlich belegter Zusammenstoß des Freiherrn von Regensberg mit dem Bischof von Konstanz 1255 dürfte im Zusammenhang mit der Stadgründung gestanden haben. Vierzig Jahre später verkauften die Regensberger Kaiserstuhl an den Bischof von Konstanz, zu dessen Herrschaftsbereich die kleine Rheinstadt in Zukunft gehören sollte. Als wichtiges Ergebnis dieser äußerst scharfsinnigen Untersuchung sei vor allem auch festgehalten, daß der Rhein als Grenze erst in allerneuester Zeit eingetreten ist, nachdem die beiden Teile von Kaiserstuhl zu beiden Ufern des Rheines jahrhundertelang eine Einheit gebildet hatten. — Ganz andere Fragen stellt die Vergangenheit der Bischofsstadt Lausanne. Dr. Hans Strahm (Bern) geht den Regalien im ältesten Stadtrecht von Lausanne nach. Er bespricht Straßen, Wegzölle, Verkaufszölle, Bergforste, Münzen, Märkte, Maß und Gewicht, Wucherer, Bannrecht, Wasserläufe, Diebe und Räuber. Auszugehen ist von einem Eintrag in dem bekannten Kartular von Lausanne, das heute in der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern liegt. — Mit dem westschweizerischen Kreis der Städte befaßt sich Dr. Ernst Flückiger (Murten), der in seinem trefflich illustrierten Aufsatz über die Baugeschichte der Stadt Murten viel mehr gibt, als der Titel erwarten läßt. Die Stadttopographie der burgundischen, zähringischen, reichsstädtischen und savoyischen Periode, sowie der Zeit unter Freiburg und Bern (1475—1798) wird eingehend dargestellt, und dem Bild der Stadt Bubenbergs ein besonderer Abschnitt gewidmet. Der Wiederaufbau der Stadt und ihrer Festungswerke, deren Schicksal in späteren Jahrhunderten und die heutigen Schutzmaßnahmen zu Gunsten dieses Baudenkmals werden eingehend erörtert. — Oberrichter Dr. Arthur Bauhofer (Uster) untersucht das „engere Reichsvogteigericht Zürich" und stellt fest, daß eine Zweiteilung des Vogtgerichts im 14. und 15. Jahrhundert bestand, indem ein vom Blutgericht getrenntes Vogtgericht eine Bußengerichtsbarkeit über Frevel ausübte. Auf dem Wege des Rückschlusses darf vermutet werden, daß dieses Gericht schon im 13. Jahrhundert bestanden hat. Um 1500 muß es eingegangen sein. Zahlreiche bisher nicht benützte Quellenstellen aus dem Staatsarchiv Zürich werden mitgeteilt. — Staatsarchivar Dr. Anton Largiadèr (Zürich) zieht einen Vergleich zwischen der städtischen Entwicklung von Straßburg und Zürich im 13. und 14. Jahrhundert. Die Tatsache, daß Zürich seine älteste Zunftverfassung von 1336 (erster Geschworner Brief) wörtlich aus Straßburg entlehnt hatte, führte zur Feststellung mehrfacher Wechselbeziehungen auf kirchlichem, politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet. Dabei zeigt sich, daß Zürich im Wesentlichen das nehmende Element war, das sich zu allen Zeiten gerne den Einflüssen des reichen oberrheinischen Gebietes erschloß. — Archivadjunkt E. Meyer (Bern) veröffentlicht aus dem Stadtarchiv Biel die drei ältesten Seckelamtsrechnungen von 1390/1391, 1300/1400 und 1400/1401. Es handelt sich um rund 1200 Rechnungseinträge, die durch ein Register erschlossen sind. Einnahmen und Ausgaben der kleinen Stadt (Biel zählte damals etwa 500 Einwohner) sind als Quellenbeleg für eine kleinstädtische Existenz von dauerndem Wert. Die Stadt hatte den bekannten kleinstädtischen Aktionsradius. Handwerk und Handel arbeiteten für den Nahverkehr, die Landwirtschaft produzierte lediglich für die Selbstversorgung.

Wenn soeben eine Schätzung der Einwohnerzahl der Stadt Biel um 1400 gegeben wurde, so beruht dies auf den in der Wissenschaft schon längst bekannten kirchlichen Visitationsberichten des Mittelalters, in welchen die Feuerstätten gezählt werden. Diese Feuerstätten-Angaben der kirchlichen Visitatoren enthalten ein durchaus brauchbares Material für die Ermittlung der Bevölkerung. Mit diesem Material nun arbeitet Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann (Aarau) in seiner Untersuchung: „Die Bevölkerung der Westschweiz im ausgehenden Mittelalter". Über den Stand der Bevölkerung dieses Gebietes im Mittelalter wissen wir noch sehr wenig. Die Arbeit Ammanns, die die kirchlichen Zählungen des 15. Jahrhunderts und die bernischen Zählungen der wehrfähigen Mannschaft des 16. Jahrhunderts verwendet, bietet sachlich und methodisch Neuland. Karten und Tabellen erläutern die Untersuchung, zu welcher auch der Kanton Zürich mit seinem Bestand des Jahres

1467 als Vergleich herangezogen wird. Bei aller Reserve, der man der mit Annäherungswerten arbeitenden historischen Bevölkerungsstatistik entgegenbringen wird, sind die Ergebnisse doch ein neuer Baustein zur Beurteilung der Eidgenossenschaft auf dem Höhepunkt ihrer Geschichte. — Zwei sehr beachtenswerte Beiträge der Festschrift betreffen das kirchengeschichtliche Gebiet; beide haben ihren Stoff dem aargauischen Heimatkanton Dr. Weltis entnommen. Dr. Georg Boner (Zofingen) behandelt die Verfassungsgeschichte des Chorherrenstifts zu Zofingen. Er bereichert unsere Kenntnis schweizerischer Kollegiatstifte, indem er den örtlichen Stoff nach der Methode von Schäfer und Beyerle in ausgezeichneter Weise gliedert und verarbeitet. — Dr. Otto Mittler (Baden) ediert das älteste Totenbuch von Sion bei Klingnau. Das 1269 gestiftete Klösterchen verdient insofern Interesse, als es die einzige Niederlassung der Wilhelmiten in der Schweiz war. Die Handschrift des Totenbuches, heute in Karlsruhe liegend, war schon vor fünfzig Jahren in ziemlich willkürlicher Auswahl veröffentlicht worden. Trotz dem mißlichen Zustand der Handschrift ist es nun gelungen, das Totenbuch vollständig zu veröffentlichen. Ein Register ist beigegeben.

Die Bieler Soldatenbriefe aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von Stadtbibliothekar Dr. Hans Bloesch (Bern), vermitteln reizvolle Stimmungsbilder aus dem ausgehenden Mittelalter. — Fräulein Dr. Jeanne Niquille (Freiburg i. Ue.) bietet mit zwei historischen Aufzeichnungen des Freiburger Schultheißen Joseph von Diesbach lebendige Stimmungsbilder über den Einmarsch der Franzosen 1798 und über das beruhigende Eingreifen Diesbachs gegenüber der stürmisch erregten Volksmasse, die im Dezember 1830 vor dem Rathaus in Freiburg demonstrierte, als es um die Verfassungsrevision ging. — Prof. Dr. Ulrich Stutz (Berlin) wendet sich unter Aufnahme einer von ihm in jungen Jahren veröffentlichten Arbeit dem Kampf um die Vormundschaft über Anna von Kyburg zu. Schwäbisches und burgundisches Recht prallten in jenen Kämpfen nach 1264 aufeinander; Gegenspieler von großem geschichtlichem Ausmaß, wie Peter II. von Savoyen und Rudolf von Habsburg (der spätere König) erscheinen auf dem geschichtlichen Schauplatz. Die Kenntnisse über die Kämpfe zwischen Habsburg und Savoyen sind durch diese Untersuchung vertieft und bereichert, wie denn seit jenem ersten Versuche von Ulrich Stutz die Wissenschaft durch Veröffentlichung von Quellen, scharfe Durchforschung derselben und Verfeinerung der Methode inzwischen große Fortschritte gemacht hat. — Prof. Dr. Richard Feller (Bern), bekannt als Meister der historischen Darstellung, widmet dem Jubilar eine Wertung der Sittengesetze der Berner Reformation. Trotz mancher Widerstände gelang es der bernischen Regierung, ihre Mandate durchzusetzen und so entstand jene Prägung der bernischen Eigenart, die den Berner scharf von seiner andersgläubigen Nachbarschaft unterschied.

Anton Largiadèr.

Aus dem Weltkrieg.

Carl v. Bardolff: „Deutsch-Österreichisches Soldatentum im Weltkriege". Eugen Diedrichs Verlag, Jena 1937. 41 S. RM. —.90.

Schriften, die wie die vorliegende, sich zum Ziele setzen, das gegenseitige Verständnis zwischen den Angehörigen verschiedener Staaten zu fördern, sind heute zu selten. Feldmarschalleutnant v. Bardolff, ehemaliger Stabchef der Armee Böhm-Ermolli, sucht dem deutschen die Eigenarten, inneren Schwierigkeiten, aber auch die Ruhmesblätter der alten k. u. k. Armee näher zu bringen.

Einseitigkeit liegt dem wahren Soldaten fern. Er kennt die mannigfachen Reibungen, die auch das Verhältnis zwischen Bundesgenossen zu trüben pflegen. Er ist daher auch in der Lage, ihren Ursachen leidenschaftslos nachzugehen und durch den Hinweis auf die gegenseitigen Verdienste, Gemeinsames unaufdringlich hervorzuheben. Vornehm, wie der ganze Geist, der die Schrift durchzieht, wirkt auch der Hinweis auf die Taten nicht deutsch-stämmiger Truppenteile der k. u. k. Monarchie.

Das Büchlein hat in erster Linie in Deutschland und in Österreich eine Mission zu erfüllen. Der schweizerische Leser wird sich an der Geistesverwandtschaft mit Cramons: „Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn" freuen.

G. Züblin.

Aus Steiermark.

Sepp Keller, Das ewige Leben. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937.

Wie man auch davon denke, wird man doch immer unter einem Roman irgend jemandes Geschichte verstehen, und insofern ist Sepp Kellers Buch sicherlich kein Roman. Aber rechten wir nicht hierüber. Der Titel „Das ewige Leben" bedeutet das sich stets erneuernde und doch sich immer wiederholende Alltagsleben. Da reiht sich Bild an Bild, und der Leser lebt das Leben einer untersteirischen Talschaft mit: Geburten, Todesfälle, Hochzeiten, Unfälle auf der Jagd, am Wasser und im Felsgebirge, es wird gewildert, gefischt, gebadet, drainiert, gepflügt, gedroschen, geflößt, gebettelt, geläutet, gebetet, geflucht, der Kiltgang hört das ganze Jahr nicht auf, an Überfall und Totschlag fehlt es nicht, so wenig wie an Hilfeleistung und Guttat. Man lebt mit, sieht und hört alles, den Herzschlag des Volkes, seine Not, seine Freuden und auch den dürftigen Ersatz für solche. Man klappt das Buch zu und glaubt, zehn Jahre dort drüben mitgelebt zu haben, ohne etwas Großes gesehen zu haben, wenn nicht das Leben eines Volkes etwas Großes genannt werden will. Also, alles in allem, kein Roman, aber ein Ring von Gedichten in ungebundener Sprache, doch ja nicht ungepflegter oder unerlaubt eigenwilliger. Denn der noch wenig bekannte Verfasser weist sich als sorgfältigen Gestalter aus, von dem noch Tüchtiges erwartet werden kann. Seine Sprachkunst ist nicht gering, sein Beitrag zur Schriftsprache von Bedeutung. Wie immer bei diesen Österreichern, wird dem Leser die Bildsamkeit und Aufnahmefähigkeit, die glückliche Unfertigkeit unserer Sprache, ihr ewiges Leben, als ein köstliches Geschenk bewußt. Der Gefahr, hierbei Mißgriffe zu begehen, in ein unerquickliches Protzen mit Volkstum zu verfallen, oder in Spielerei und Geziertheiten, ist der Verfasser nicht erlegen. Der deutsche Geist ruft auch uns Schweizer zur Ausübung solcher Kunst herbei, einige der unsern sind dem Rufe gefolgt und haben sich beseligt da niedergelassen, wo sie „Schweizer dürfen und Deutsche sein". Sie ahnten nichts davon, daß Deutsch für sie eine fremde Sprache sei; ihr Werk macht unzählige reich, trägt Schweizertum in die Weite, erfrischt und nährt die Gaue in Ost und Nord gleich den Wassern, die von unsern Höhen in die Ebenen des ausgebreiteten europäischen Flachlandes strömen.

Eduard Blocher.

Von C. F. Meyer.

Steffen Albert: Conrad Ferdinand Meyers lebendige Gestalt. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach, 1937.

Die Rede, welche A. Steffen anläßlich des 100jährigen Geburtstages C. F. Meyers in der Kirche von Kilchberg hielt, liegt nun in Buchform vor. Sie stellt sich zur Aufgabe, das innerste und wirkliche Wesen des Dichters zu enthüllen.

Es ist Steffen meisterhaft gelungen, das Geheimnisvolle in Meyers Wesen herauszuheben; sein Tasten nach tragischen Stoffen, die innerliche, fast unbewußte Sammelarbeit, aus der heraus seine Gestalten wie Visionen vor ihm auftauchen. Sehr eindrucksvoll und bildhaft schildert er den Stil des Dichters, der die Verkörperung seines Wesens darstellt und in welchem er zwei Formelemente unterscheidet, das feierlich plastische der Prosa und das musikalisch bewegte der Dichtung.

Die tiefe Religiosität C. F. Meyers wird von Steffen voll gewürdigt, er nennt den unermüdlich mit dem Stoff Ringenden, sich Läuternden, dessen Geistig-Seelisches sich immer mehr vom Leibe löst, einen „Sonnengefährten, der Wärme und Licht des Auferstandenen in sich hat".

Die Hintergründe allerdings, aus denen heraus Steffen das Wesen des Dichters erklärt — Präexistenz im Sinne Plato's und Seelenwanderungsglaube — sind so ganz anthroposophisch gefärbt, daß sie auf den Uneingeweihten zum mindesten befremdend wirken. Steffen verweist übrigens auf einen Vortrag Rudolf Steiners, in welchem dieser die eigentümliche Seelenkonfiguration C. F. Meyers grundlegend gedeutet haben soll. Nur wenn man selbst Anthroposoph ist, wird man, denke ich, Steiner's und Steffen's Theorien in diesem Zusammenhange anerkennen können.

H. Schaetti.

Ein Bündner Dichter.

J. Gaudenz v. Salis-Seewis (1762—1834); herausgegeben von Eduard Korrodi. Fretz u. Wasmuth, Zürich, 1937. 192 Seiten, 2 Zeichnungen, 4 Bildtafeln und 5 Notenbeilagen. Preis Fr. 5.—.

Nachdem Korrodi in der Münsterpresse Horgen einen Neudruck der Gedichte Salis' veröffentlicht hat, bietet er nun eine Ausgabe, welche um eine auf Adolf Freys „Haller und Salis-Seewis" (41. Band der Kürschnerschen Deutschen Nationalliteratur) beruhende Nachlese bereichert ist. Diese Nachlese umfaßt Gedichte, die Salis selbst von seinen Ausgaben ausschloß, und die auch in sein dichterisches Bild kaum neue Züge tragen. Es befindet sich darunter ein hübscher Wechselgesang von Schnittern, der nach Vertonung ruft. Die Salisforschung der letzten Jahre hat sich mit besonderer Liebe der gesungenen Gedichte des Graubündners angenommen. In seinem Nachwort kann der Herausgeber von 350 Kompositionen sprechen, welche Georg Walter namhaft gemacht hat. Vier Lieder in Vertonungen von V. Righini, Xaver Schnyder v. Wartensee und Franz Schubert sind in Facsimile beigegeben; das „Traute Heimat meiner Lieben" Righinis ist heute noch unvergessen. Dank dem Entgegenkommen der Urenkel des Dichters und des Verfassers der Zentenarschrift Dr. Emil Jenals konnte das sorgfältig gedruckte Büchlein reich bebildert werden. Das Umschlag- und Vorsatzbild zeigt uns den Dichter als Offizier der Schweizergarde in Paris: ein von Empfindung und Geist belebtes Profil, ein warmes Auge und ein durchaus nicht entsagungsvoll gekniffener Mund, wie denn auch Korrodi in seinem Vorwort die „grabesdunkle Melancholie" im Wesen des Dichters aufhellt. Nicht ganz einig gehen wir mit dem Herausgeber, beziehungsweise seinem Gewährsmann, wenn er die Sehnsucht des Dichters nach der Hütte, des Sicheinlebens in die Rolle von Fischern und Hirten als ein „Verstehen der harten Bauern" auffaßt. Diese Rollen sind echtes ausgehendes achtzehntes Jahrhundert und berühren sich wohl eher mit den Schäferspielen Marie Antoinettes im Petit Trianon als mit den volkstümlichen Anläufen von „Sturm und Drang". Hat doch Jean-Jacques Rousseau den gepuderten Perücken und seidenbeschuhten Füßen die Rückkehr zur Natur gepredigt. Geschickt und wirkungsvoll läßt Korrodi den Dichter in seinem Tagebuch und in der Vorrede zur vierten Auflage der Gedichte mit biographischen Ausführungen zu Worte kommen. Wie erinnert die Beschreibung der Wallfahrt nach Ermenonville, dem Sterbeorte Rousseaus, an den schwärmerischen Klopstockkult des „Göttinger Hains", in dessen Gefolge Salis erscheint. In Ermenonville bewundert er „Die Pyramide der ländlichen Dichter" Theocrit, Thomson, Virgil und Geßner. Mit Geßner hat Salis die Vorliebe für Ruinen gemeinsam; doch wirken neben den schemenhaften arkadischen Hirten des Zürchers seine Landleute und besonders Einzelzüge seiner Landschaften erlebt. Sehr reizvoll ist in seinem dichterischen Werke das Kolorit seiner Zeit wahrnehmbar. Wir können uns am Stile Louis XVI. erfreuen, ohne seine lächelnde, vom Hauche der Vergänglichkeit umwitterte Heiterkeit selbst zu fühlen. Über seine Zeit hinaus hat Johann Gaudenz von Salis-Seewis genügend menschliches und poetisches Gewicht, daß seine Lieder, von denen eine Anzahl ins Volk gedrungen ist, bleiben, und daß sein Platz in jeder Schweizer Hausbibliothek ist und sein soll neben den Klassikern unserer Lyrik, den Meyer, Keller und Leuthold.

Helene Meyer.

Rilke-Briefe.

Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921.

„Das wird mir keiner verdenken, der weiß, wie ich zu dieser Arbeit steh, und begreift, daß ich in ihr eine Macht und Herrlichkeit bin und außer ihr nicht einmal ein Kräftchen." Rilke, 26. Nov. 1915.

Diesem im Insel-Verlag kürzlich erschienenen neusten Band von Rilke-Briefen kommt innerhalb der ganzen Briefsammlung eine besondere Bedeutung zu: es ist ein Denkmal der geistigen Not des Dichters unter dem kaum tragbaren Druck der Kriegsjahre, da er sich „verschüttet unter dem Bergsturz des allgemeinen Schicksals" fühlte.

Aus den ersten Briefen aus München spricht eine gewisse Hilflosigkeit, das Bestreben, irgendwie in Beziehung zu bleiben zu dem unfaßlichen, äußeren Geschehen; dann kommt die Ungewißheit über das eigene Los: das Abwarten der bevorstehenden Musterung, Rilke als Landwehr-Infanterist, drei Wochen Baracken- und Feldausbildung, Arbeit im Kriegsarchiv — endlich Befreiung vom Dienst wegen allgemeiner Körperschwäche. Aber auch die seelischen Kräfte werden unerträglich angespannt; es kommen die Nachrichten aus dem Feld und aus den Lazaretten: der Tod von Georg Trakl, von Seckendorf, von der Marwitz — die vielversprechende, frühvollendete junge Künstlergeneration.

„Erstarrung, Teilnahmslosigkeit, Apathie": mit diesen Worten kennzeichnet Rilke selber seine Gemütsverfassung; aber trotz der „unüberwindlichen Verschlossenheit" findet er immer wieder erhebende Worte des Trostes und der Aufmunterung für seine Freunde. Denn er hat immer noch die Überzeugung, zumindest die Hoffnung, daß dies furchtbare Geschehen endlich ein Ende nehmen müsse und daß dann „eine ganz neue Seite der Zukunft aufgeschlagen" werde.

Und wie nun nach vier unsagbar langen Jahren des Elends und Leidens das Ende kommt — der Waffenstillstand, die Revolution —, da ist die erste Gebärde des Dichters und Idealisten: hoffnungsfreudige Zustimmung, gespannte Erwartung. Ja, beinahe läßt er sich überreden, wie einige Professoren und andere Intellektuelle Münchens, selber das Wort in öffentlicher Versammlung zu ergreifen und mit Begeisterung zur Jugend, zu den Studenten, zu sprechen und den Weg zu weisen in eine neue, menschliche Zukunft. Mit Stolz erzählt er, wie auch seine Tochter die neue Zeit auffaßt und, statt der Fortsetzung ihrer Studien, sich als einfache Bauernmagd verdingt.

Nur allzufrüh muß der Dichter die bittere Feststellung machen: „unter dem Vorwand eines großen Umsturzes arbeitet die alte Gesinnungslosigkeit weiter!" Und nun hält er es nicht mehr aus in dieser ganzen Erbärmlichkeit — aber wohin entfliehen? wo die Wunden pflegen, wo „die künftige Arbeit wirklich an jene schmerzliche Bruchstelle des Jahres Vierzehn so genau anhalten, daß sie dort anheilte"?

Nur um endlich fortzukommen und weil sich vorerst keine andere Möglichkeit bietet, entschließt sich Rilke im Sommer 1919 — nach fünfjährigem Aufenthalt in München — in die Schweiz zu fahren: „in einer Art von Mißtrauen gegen ihre zu berühmte, zu deutliche, zu anspruchsvolle Schönheit". Er ist betont voreingenommen gegen Volk und Land — „die Schweiz, gewiß kein Land für mich".

Das ist nun gerade der besondere Reiz für den Schweizerleser, wie in diesen Briefen aus den zwei Jahren vom Sommer 1919 bis Mitte 1921, der Mensch Rilke — noch nicht der Dichter — sich allmählich einzufühlen beginnt.

Erst ist es ein Vortragszyklus in Zürich, St. Gallen, Luzern, Basel, Bern und Winterthur, in dessen erfreulichem Verlauf Rilke die Wahrnehmung macht, daß es ihm gegeben ist, mit diesem „harten und dichten Material" des Schweizerpublikums einen Kontakt herzustellen.

Dann preist er sich glücklich, daß er in Bern und Basel nicht nur als fremder Hotelgast weilen muß, sondern mit der Lokaltradition — für die Rilke ein ungemein feines Empfinden besaß — in unmittelbare Berührung kommt, in den geräumigen, altangestammten Patrizierhäusern dieser beiden Städte — „Bern, das eine der wunderbarsten Städte ist, die ich kenne", ruft er begeistert seinen Freunden zu. Freilich: „über Zürich, diese politisch trübe Stadt, ist kaum etwas zu sagen . . ."

Rilke sehnt sich nach dem ihm „so unentbehrlichen" Paris, „zu meinen vielen Pariser Arbeitsjahren", wo „die großen Freunde, die beispielhaften und vollendeten", sein Schaffen vor Jahren angeregt und mit Liebe verfolgt hatten — dieses dichterische Schaffen, dessen Wiedererweckung er immer noch vergeblich ersehnt! In Genf, und am Genfersee, fühlt er sich Paris näher, wird von dort aus leichter die erste Gelegenheit wahrnehmen, um hinzueilen. Er liebt Genf und findet hier im täglichen Verkehr mit Pitoëff, dem genialen Theaterschöpfer, nachhaltige geistige Anregung.

Das erhoffte, einzigbeglückende Wiedersehen mit Paris wurde ihm endlich wirklich zuteil! Schon nach wenigen Tagen kehrt Rilke, ein Genesener, in die Schweiz zurück und findet — wie durch ein Wunder — das erträumte Refugium, die Einsiedelei; doch wieder nur für eine kurze Zeitspanne: „Schloß Berg war eine Ver-

günstigung dieser Art, — aber ob es gleich sechs Monate gewesen sind, die vergönnte Frist war am Ende doch zu kurz, mir die Vollendung des geräumig Begonnenen zu gewähren" ... aus den Briefen dieser winterlichen Monate kann man aber den Künstler hören, der das lange nicht berührte Instrument wieder zu stimmen trachtet.

Schon von Genf aus hatte Rilke im Herbst 1920 so recht eigentlich das Rhonetal entdeckt, dessen Landschaft ihn gefangen nahm — hier sollten nun die Quellen wiederaufspringen, die dichterische Schöpferkraft neue Wurzeln schlagen, hier nahm die Zeit der Prüfung, der „Unterstandslosigkeit", ein Ende — doch da sind wir schon bei den „Briefen aus Muzot" angelangt.

Es ist gerade die dichterische Unproduktivität während der Jahre 1914 bis 1921, die den Briefen aus dieser Zeit eine erhöhte, ausgesprochen literarische Bedeutung verleiht; darüber hinaus dürften die Briefe aus der Schweiz bei uns mit besonderem Interesse und mit Sympathie aufgenommen werden.

Guido v. Salis-Seewis.

Erinnerung an Tavel.

Gedanken von Rudolf von Tavel. Aus Werk und Werkstatt des Erzählers. Zusammengestellt von Adele von Tavel, Vorwort von Prof. Max Huber. A. Francke A.-G., Bern. 107 S.

Die vorliegende Auswahl von Gedanken des bernischen Erzählers bieten wohl auch dem Tavelkenner neue, kostbare Einblicke in das Wesen und Trachten des Dichters. Da die Zusammenstellung aus Notizen, Briefen, Werken und Vorträgen durch seine Gattin und Mitarbeiterin Frau Adele von Tavel besorgt worden ist, darf man sie mit Recht als besonders wertvoll und aufschlußreich betrachten. Aber auch für denjenigen, der Tavels Werk nicht gut kennt, wird die Lektüre des vorliegenden Buches Freude und Gewinn bedeuten. Offenbaren sich doch darin Herzensbildung und echter Humor, gütige Menschenkenntnis und köstliche Lebensweisheit aus dem Überfluß eines wirklich frommen Gemütes. — Wenn man nach der Lektüre des Büchleins sich den Menschen vorzustellen sucht, der diese Gedanken alle gehegt und niedergelegt hat, möchte man auf ihn selbst die Worte anwenden, die Tavel im „Meischter und Ritter" von Bruder Nikolaus von der Flüe sagt: „Hie und da stellt der lieb Gott eine zwüschenyne, wo ganz grad bliben isch — wie ne Tanne, fesch gwachsen im Heimatbode und mit dem Trieb der Sunne zue ..." Und man erkennt wohl noch deutlicher, daß der Grund und die Triebfeder für das anspruchslose und doch so reiche Werk Tavels jene Einstellung war, der er einst in einem Brief folgenden Ausdruck gab: „Nach meiner Überzeugung soll alle Kunst zur Verherrlichung Gottes, der sie den Menschen geschenkt, dienen, auch wenn das Religiöse darin nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt."

Gundalena von Weizsäcker.

Turenne.

Turenne. Von General Weygand. Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1937. 222 Seiten.

Der Marschall Turenne gilt als eine der stärksten und schönsten Ausprägungen französischen Wesens im Jahrhundert Ludwigs XIV. Ihn den Deutschen nahezubringen, bezeichnet der Verlag Callwey als den Sinn der Übersetzung des prachtvollen Turenne-Buches des ehemaligen französischen Generalstabschefs Weygand, das dieser in der Sammlung „Les grands Coeurs" (bei Flammarion, Paris) veröffentlicht hat. Das Buch ist einfach und gerade geschrieben, voller Bewunderung für den Helden und doch voller Kritik an dessen militärischen wie menschlichen Eigenschaften. Der Eindruck ist der, daß wir in Turenne einen der größten Soldaten der Neuzeit und zugleich einen Menschen von seltener Charaktergröße verehren dürfen.

In der Kriegskunst ein Schüler des Prinzen Moritz von Oranien und des Herzogs Bernhard von Weimar, somit indirekt Gustav Adolfs, in der Staatskunst

geschult bei Richelieu und Mazarin, in seinem Privatleben das Muster eines strengen Hugenotten, war Turenne zu Großem berufen. Er gewinnt die letzten Schlachten Frankreichs im 30jährigen Kriege und die ersten im Zeitalter Ludwigs XIV., dem er ein besonnener Mentor während der ersten Regierungsjahre war. Es ist begreiflich, daß Weygand die soldatische Seite dieses Lebens in den Vordergrund stellt; er versäumt aber nicht, auch die diplomatische Tätigkeit des Marschalls ausführlich zu würdigen und hat vor allem in zwei prachtvollen Kapiteln „Turenne im Privatleben" und „Bekehrung zum Katholizismus" den Beweis für seine große Befähigung als Biograph erbracht. Das Buch liest sich leicht und schön und bietet weit mehr als eine etwa erwartete kriegsgeschichtliche Monographie. Man wird dieses Heldenleben mit eigentlicher Ergriffenheit bis zum jähen Ende auf dem Schlachtfeld verfolgen. Ernst Kind.

Franz Buchser: Ritt ins dunkle Marokko.

Franz Buchser: Ritt ins dunkle Marokko. Tagebuch seiner ersten marokkanischen Reise. 1858. Herausgegeben von G. Wälchli. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1937; 247 Seiten.

Dieses Tagebuch seines Rittes nach Fez ist kühn, farbig, von Leben durchpulst, wie die Bilder Buchsers. Trefflich wird geschildert, wie er in Tanger den englischen Konsul umgeht, einen französischen Renegaten zum Diener anwirbt, ein in allen Wassern gewaschener Chasseur d'Afrique, sich selbst in den schneeweißen Burnus von Fez hüllt, den weiß und gold gestreiften Turban aufstülpt und sich von seinem Renegaten zum Heiligen Mohammed von Mekka erheben läßt, dem die Leute ehrfurchtsvoll Hände und Knie küssen. Daneben ist Buchser stets vorsichtig, er und sein Diener arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Er drängt stetig vorwärts, 15 bis 17 Stunden im Sattel jeden Tag, so erreichen sie Ouezzane, woselbst er, von dem Heiligen Sidi Absalem empfangen, durch eine Unvorsichtigkeit von Mauren erkannt wird, es ihm aber doch gelingt, weiter zu kommen. Wieder in scharfem Trab durchs Gebirge, von Duar zu Duar, kommt er zu einem Marktplatz, auf dem er einen Schlangenbeschwörer aus dem Sudan sieht. Schlangen winden sich um die nackten Hüften des Zauberers und seiner Truppe, Schlangen ziehen durch die Haare von Männern und Frauen. Unglaubliches führen sie vor. In Fez findet Buchser es sicherer, endlich seinen Kopf nach Mauren Art von seinem Renegaten rasieren zu lassen, nun wagt er es auch, sich in der Hauptstadt des allermohammedanisch-barbarischsten Kaisers zu zeigen. Die unbekannte, schöne Stadt, das alte Fez, mit seinen mit dickbelaubten Weinreben bedeckten, kühlen Gassen und überall sprudelndem, frischem Wasser beglückt ihm Sinn und Auge. Er durchstreift Fez in allen Richtungen, immer von der Furcht verfolgt, erkannt zu werden; zuletzt wagt er es noch, die Moschee des hochverehrten Muley Dris zu besuchen, aber dann besteigt er sein Pferd und drei Stunden später befindet er sich wieder auf der Spitze des Berges, von welchem er Fez begrüßt, um der herrlichen Stadt sein „adieu à jamais" zuzurufen. — Diese Aufzeichnungen sind von Dr. Wälchli sehr sorgfältig herausgegeben und verdienen es, in ihrer Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit bekannt zu werden. Der Ausstattung des Buches, mit ausgezeichneten Bildern nach Zeichnungen, wurde vom Verlag Saurländer & Co. in Aarau alle Aufmerksamkeit gewidmet. Es wäre vielleicht vorteilhafter gewesen, die Anmerkungen auf den betreffenden Seiten, statt am Ende des Buches, anzugeben.

Es liegt hier ein gediegenes Werk vor, dem man recht viele Freunde wünscht.

Emma Reinhart.

Allgemeine Lesegesellschaft Basel.

Die allgemeine Lesegesellschaft in Basel feiert dieses Jahr ihr 150jähriges Bestehen und hat dazu eine Festschrift herausgegeben, welche die Geschichte dieser Gesellschaft und dann diejenige des Gebäudes, in dem sie von Anfang an untergebracht ist, enthält. Solche zunächst für die engeren Freunde bestimmten Darstel-

lungen dürfen in behaglicher Breite sich ergehen, weil für sie wirklich alle Einzelheiten von Wert sind. Aber auch der Fremdere wird die Schrift nicht ohne Nutzen lesen, weil sie Mitteilungen enthält, die von allgemeiner Bedeutung sind, etwa darüber, welche Bücher im Anfange des letzten Jahrhunderts gelesen wurden: nicht etwa die Wahlverwandtschaften oder Romane der Romantiker, sondern jetzt ganz verschollene Werke (wie Selim, der Glückliche, eine morgenländische Geschichte in 3 Bänden) neben Reisebeschreibungen und Lebensbeschreibungen. Man gewinnt so einen Einblick in die Geschichte der Bildung einer Stadt. G d. B n.

Zwischen Basel und Madrid.

Dominik Müller. Jakob Sonderlins Überraschungen und andere Geschichten. (Morgarten-Verlag, Zürich.)

Nach dem „Sammelsurium poeticum" hier nun ein „Sammelsurium novellisticum" im besten Sinne. Es gibt erzählerische Stücke aus den verschiedensten Erlebniskreisen und aus verschiedenen europäischen Zonen zwischen Basel und Madrid. Naturgemäß übernimmt die Rheinstadt den Anfang und den Kehraus. Breit und gemächlich malt die titelgebende Geschichte vor uns aus, wie der „Held", ein rechter Basler Junggeselle und Lebenskünstler, in seiner Stube ausgerechnet den ganzen Weltkrieg verschläft, dann, erwacht, eine gute Weile in der wahnwitzig veränderten Welt verständnislos umher tappt, bis er endlich begriffen hat, was geschehen ist: ein vielleicht mehr anekdotischer Vorwurf, der aber fesselt, ergötzt und am Ende höchst nachdenklich stimmt. Die beiden folgenden, knapper geformten Erzählungen bilden den künstlerischen Höhepunkt des Buches und sind novellistische Glanzstücke, wie sie bei uns nicht an allen Wegen wachsen. Da ist die sachlich kühl, aber gerade deshalb sehr anziehend erzählte Geschichte eines schlichten jungen Mädchens, das sich, eines kleinen Vergehens wegen unvermutet ins Zuchthaus versetzt sieht, dann aber mit der Hilfe eines treuen Liebhabers und eines feinfühligen Strafhausdirektors die gerade Bahn wiedergewinnt. Nach dieser anmutigen eine erschütternde Schicksalsgestaltung: Ein wackerer Gärtner wird im Ausland durch fremde Schuld ein tiefunglücklicher Rechtsucher, ein zweiter Michael Kohlhas, dem nirgends sein Recht wird, auch in der Heimat nicht. Der versöhnliche Schluß entspricht vielleicht mehr dem konzilianten dominikschen Geist als der Folgerichtigkeit des dargestellten Charakters. Doch wer wollte den Verfasser darob schelten? Zwingend straff ist dann die Schilderung eines typischen Lehrerschicksals im „Bernermarsch". Die Zuspitzung des Konflikts mag auf den ersten Blick seltsam anmuten, ist aber ganz folgerichtig und lebenswahr.

Auch nach Spanien werden wir geführt und lernen eine Tochter des schönen Landes zuerst in ihrer ganzen, ein nordländisches Jünglingsherz aufreizenden Grazie und nachher in ihrer ganzen inneren Leere kennen, eine zierliche Geschichte, mit Feinheit und Geschmack vorgetragen, sodaß uns die naheliegende traditionelle Verführungsszene gottlob geschenkt wird. Baslerische Lebensluft atmen dann die letzten Stücke, in denen Dominik Müller, selber recht ein rheinstädtischer „Spinner", seine humorig krittelnden Glossen über seine Mitbürger macht, wobei den Leser Seite um Seite ein gemütliches Schmunzeln ankommt. Sind diese Geschichten am Schluß auch nicht tiefsinnig, so fangen sie doch wahres, eigenes Leben ein, so lassen sie uns doch teilhaben an einem vielseitigen, liebenswürdig-überlegenen Geiste. Und deshalb legt sicherlich niemand das Buch mit dem bezeichnenden, lustigen Umschlagbild von der kleinstädtischen Gasse unbefriedigt aus der Hand.

Arnold Büchli.

Nordgermanische Balladen.

Arthur Bonus. Nordgermanische Balladen der Frühzeit. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.)

Man hat die Ballade schon totgesagt. Zu solchen voreiligen Todesmeldungen ist unsre nach den allerneuesten Schreien und Blendlichtern des Tages gierende Zeit

ja rasch bereit. Doch was verschlägt das den unversieglich quellenden Strömen im Reiche des unsterblichen Schönen? Sie quellen weiter, wenn auch nur unterirdisch. Und eines Tages knien plötzlich doch wieder Suchende, an Leib oder Seele Junge, versunken an dem Born, zu lauschen und zu schöpfen von den Urwassern des Geistigen, des Künstlerischen. Dürfen wir nicht in unsern Tagen und in unserm auf seine Nüchternheit so stolzen Volke schon die Anzeichen einer solchen besinnlichen Um- und Rückkehr erblicken in der Aufmerksamkeit, die bekannte und unbekannte Rezitatoren im Vortragssaal und neuerdings sogar vor dem Hörkasten wieder finden? Wir erinnern an die packenden Balladenstunden Dr. Paul Langs im Zürcher Radio.

Solchen Unzeitgemäßen (oder erst bald wieder Zeitgemäßen) hat Arthur Bonus, der Erneuerer der altisländischen Saga, sein neues Sammelwerk zugedacht, das wenig beachtet wie alles unmodisch Bedeutsame in unserm Literaturbetrieb, eine schöne Aufgabe zu erfüllen bestimmt ist: die heutigen Literaturfreunde, die im besten Falle mit einem Einblick in Balladenanthologien genug zu tun glauben (wer liest und kauft heute noch seinen ganzen Strachwitz, diesen genialen Vorfahren des erfolgreicheren Schülers Münchhausen?), heranzuführen an „die Mütter".

Nicht ohne Befremden sehen wir uns hier anfänglich dem Urgebirge aller deutschen Balladenkunst unmittelbar gegenüber, das mit unfaßbar hohen Gipfeln aufragt in mythische Vorzeit an der Grenze zwischen Heidnischem und Christlichem. Aber diese „dramatisch gegeneinander stehenden Elemente", diese riesenhaften, im Nebeldämmer sich verlierenden Umrisse sind für die geballte balladische Gestaltung äußerst fruchtbar. Gewiß, das Einlesen fordert von uns Zweck- und Sinnerpichten, immer Gehetzten, etwelche Geduld. Aber das Ringen mit der eisenfest gefügten Form dieser alten Balladik, mit ihren gehäuften Kehrreimen, wie wir sie, stark vereinfacht, von Strachwitz her kennen, lohnt sich. Gerade von dieser starren Form geht eine eigentümliche, sozusagen magische Wirkung aus, besonders da der Herausgeber nirgends „versucht, die Dunkelheiten, die so alten und zum Teil lückenhaft überlieferten Dichtungen anhaften, aufzuhellen". Und die Wortkargheit, die uns aus der isländischen Saga (und auch aus der modernen nordischen Literatur) vertraut ist, verstärkt sich in den oft noch mythischem Empfinden nahestehenden Volksgesängen zu gewaltig tönendem Nachhall.

Von besonderm Reiz aber ist es, die altbekannten Balladenmotive, Erlkönig, Tannhäuser, sogar Orpheus neben weniger geläufigen aus dem frühen Mittelalter, in ursprünglichsten Fassungen wieder zu entdecken. Im Banne des Urbildes der „Lenore" will uns gar bedünken, dieses spreche uns heute lebhafter an als die Fassung Bürgers, die doch viel zeitbedingtes und wirklich veraltetes Drum und Dran mitführt.

Noch sei erwähnt, daß das vorliegende Werk eine — übrigens sehr glücklich getroffene — Auswahl aus der umfassenden und verschollenen Sammlung von Rosa Warrens darstellt. Doch ist das kundig durchgeführte Unternehmen, daraus das Wesentliche zu lösen und unsrer Zeit wieder nahe zu bringen, Lobes und Dankes wert. Und schon allein die ebenso gedankenreiche wie knappe Einführung bringt wertvollen Gewinn.

Arnold Büchli.

Erziehung zur Volksgemeinschaft.

Oberstlt. Heinrich Frick. Staat, Armee und Jugend. Separatabdruck aus der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung.

Urs Bürgi. Die militärische Jugendvorbereitung in ausländischen Staaten und in der Schweiz. Kommissions-Verlag Adolf Fluri, Bern. 1938.

Es geht auch durch unser Volk eine starke Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach stärkerer Verbundenheit des Volkes. Überall trifft man auf das Wort Volksgemeinschaft. Sinn und Bedeutung der Volksgemeinschaft untersucht Oberstlt. Frick, wobei er in der Erziehung der Jugend zur Volksgemeinschaft eine Existenzfrage unseres Volkes erblickt. Letzten und höchsten Ausdruck der Volksgemeinschaft sieht er in der Armee, die die Volksgemeinschaft schon gepflegt hat in einer Zeit, da das Problem in seiner Breite und Tiefe noch gar nicht erkannt worden ist. Die Armee

wird zum Symbol der Volksgemeinschaft selbst. In der neuen Einstellung unseres Volkes zur Armee sieht Frick mehr als nur das Streben nach Sicherheit; sie ist eines der stärksten Zeichen erweckter Volksgemeinschaft. Das grundlegende Gefühl der Volksgemeinschaft stärkt die Widerstandskraft in Volk und Armee. Der Verfasser erachtet es daher als gegeben, der Armee als intensivstem Ausdruck der Gemeinschaftsidee des Volkes die fundamentale Erziehung der Jugend zur Volksgemeinschaft zu übertragen in Form eines bewaffneten militärischen Vorunterrichtes, dessen Hauptaufgabe in der erzieherischen Beeinflussung des jungen Mannes liegen muß.

Wie im Ausland die militärische Jugendvorbereitung organisiert ist, zeigt in übersichtlicher Darstellung Urs Bürgi. Für unser Land fordert auch er einen obligatorischen Vorunterricht, dem er als Hauptaufgabe die Formung der soldatischen Tugenden (Kameradschaft, Mut, Selbstbeherrschung, Zuverlässigkeit) zuweist, als weitere Aufgaben körperliche Ertüchtigung, Geländebeherrschung und Schießen. Die Durchführung soll den Eigenheiten unseres Landes weitgehend Rechnung tragen und in Verbindung mit bewährten Verbänden gesucht werden (Eidg. Turnverein, Schweizerischer Schützenverein, Schweizerischer Pfadfinderbund, Kadetten). Die Bildung einer Staatsjugendorganisation — das Schreckgespenst weiter kirchlicher Kreise — hält Bürgi natur- und traditionsgemäß ausgeschlossen und erachtet es als notwendig, daß ein obligatorischer militärischer Vorunterricht der religiösen Erziehung in Elternhaus und Kirche gebührend Rechnung trage. Wichtig ist auch die Forderung der weitgehenden Vorbereitung und Ergänzung des militärischen Vorunterrichtes durch wehrgeistige Erziehung in den Schulen und durch militärische Pflichtfächer an Hoch- und Mittelschulen. Gottfried Zeugin.

Marxismus am Ende?

Lorenz Brunner, „Marxismus am Ende?" Benziger, Einsiedeln-Köln.

Seit langem steht der Marxismus im Vordergrund der politischen Tageskämpfe. Er ist zum Mythus und Gegen-Mythus, zum Götzen und zum Popanz geworden. Da ist es zu begrüßen, wenn einmal jenseits des Kampfgewühls, ohne demagogische Nebenabsichten eine Bilanz gezogen wird. Lorenz Brunner versucht das in einem zeitgemäßen, fesselnd geschriebenen Buche. Er geht nicht von der Theorie des „wissenschaftlichen" Marxismus, sondern von der lebendigen politischen Bewegung aus. Er will das „Schicksal einer Bewegung" beschreiben, in der sich die Wandlung unserer Zeit, mit ihrer Not, Gefahr, Hilflosigkeit und Verheißung vollzieht. Der Standort des Verfassers ist nicht das Programm einer Partei, sondern die politische Sozialwissenschaft und der christliche Glaube.

Zeitströmung und Thema verlocken dazu, dem Marxismus seine Zukunft vorauszusagen. Aber Brunner will nicht prophezeien, sondern nur feststellen. Seine Feststellung besagt:

Der Marxismus ist alt geworden. Er hat seinen revolutionären Anspruch nicht aufrecht erhalten können, sondern ist ins Hintertreffen geraten, gerade als die große Stunde der Bewährung kam. Da tritt das Merkwürdige ein, daß die Linke, die bisher den Massenzauber der revolutionären Bewegung ausgeübt hat, sich als „voriges Jahrhundert", als Reaktion entpuppt, während die bis dahin als Reaktion verachtete Rechte ungeahnte Kräfte der revolutionären Bewegung und einer neuartigen Herrschaftsmethode entfaltet.

Die Krise des Marxismus ist ebensowenig ein Zufall, wie seine Entstehung ein Zufall war. In dieser wie in jener „enthüllen sich wichtige gesellschaftliche und geschichtliche Wandlungen". Jetzt, in einer neuen gesellschaftlichen Lage, wird dem Marxismus seine Vieldeutigkeit zum Verhängnis. Er enthielt von Anfang an reformistisch-evolutionäre wie utopistisch-revolutionäre Ansätze und Möglichkeiten. Hinzu kommt, daß er auf die entscheidenden Fragen des Staates, der Nation und der Religion keine eigene schöpferische Antwort geben kann, sondern nur liberale Gemeinplätze oder anarchische Rückgefühle vorzubringen vermag. Der sozialdemokratische Marxist hütet das Erbe des Jahres 1848 und wird, da er darüber nicht hinauskommt, zum Opfer der veränderten Welt von 1922 und 1933. Wo die parlamentarische Demokratie versagt, versagen auch die sozialistischen Parteien. Sie

gehen mit ihren Parlamenten zugrunde. Sie sind unfähig, der Krise des Bürgertums einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft entgegenzusetzen.

Der „große Kladderadatsch", auf den der Marxismus so lange gehofft und gewartet hat, wird zu seinem Verderben. Er zeigt, daß die soziale Frage sich nicht auf die proletarische Frage beschränkt und daß sie nicht die einzige entscheidende Frage der Gegenwart ist. Das proletarisierte Bürgertum wird nicht zum marxistischen Proletariat. Die Zukunftsvorstellungen des Marxismus sind zu grobschlächtig und altbacken, als daß sie diese neuerwachten, neu in Bewegung gesetzten Schichten gewinnen könnten. Man hat auch hier die „unvernünftigen" Mächte des Gefühls und der Überlieferung übersehen. Man hat als „sentimentale Überreste" und „bürgerliche Hemmungen" hochmütig abtun wollen, was in Wirklichkeit eine ungeahnte Kraft entfalten konnte.

Die marxistischen Parteien werden ein Opfer ihrer eigenen Tradition. Sie können sich nicht der neuen Wirklichkeit, den Aufgaben einer „neuen Zeit" anpassen. Unverwandt starren sie auf ihre alte Welt, wo Fortschritt und Demokratie gegen Reaktion und Feudalismus im siegreichen Vordringen waren. Aber diese Welt ist längst dahin, ebenso wie der kühne Schwung der revolutionären Bewegung längst verloren gegangen ist im Alltag der schwerfälligen Organisations-Apparate, der Kompromisse, Koalitionen und Geschäftsordnungsdebatten. Im Grunde nimmt man den revolutionären Begriffs- und Wortschatz selbst nicht mehr ganz ernst. Man behält ihn nur noch aus Tradition oder aus Demagogie bei. Jetzt aber wird man beim Wort genommen, von links und rechts als Verräter der Klasse und der Nation angegriffen.

Zur Linken ist den sozialdemokratischen Marxisten seit dem Kriege ein gefährlicher Rivale entstanden. Er droht die marxistische Revolution folgerichtig zu Ende zu führen. Er scheint den enttäuschten Massen einen neuen, unverbrauchten Mythus zu bringen. Der russische Mythus wird jedoch durch die Schauprozesse und Bluturteile der letzten Jahre entzaubert. Schon vorher hat der Bruderkampf im Lager des Marxismus viel von seinem Ansehen — und einiges von den Grundlagen der Demokratie — zerstört. „Weder die Beteiligung an der Macht im bürgerlichen Staat, noch die alleinige Ausübung der Macht durch die revolutionären Marxisten hat die Welt dem Sozialismus als einer gewaltlosen gerechten sozialen Ordnung ... näher gebracht."

Dagegen hat der Marxismus in beiderlei Gestalt den totalen Staat heraufführen helfen. Seine materialistische bezw. soziologistische Gesamtanschauung hat Schule gemacht. Die politischen Entscheidungen werden zur „Wissenschaft", „Weltanschauung", „Religion". Der Marxismus hat die totale Politisierung der letzten Menschenalter formuliert, organisiert, gefördert. Sie geht über ihn hinaus.

Jetzt werden (statt der Gesellschaft und der Klasse) die Staaten, die Völker, die diktatorischen Parteien zu Trägern der totalen Politisierung. Zu Trägern und Vollendern!

Da gibt es keine Privatsphäre des Individuums, keine Selbstverwaltung und keinen Föderalismus der Gruppe mehr. Kein höheres Gebot, keine Gerechtigkeit und keine Wahrheit steht über dem nackten Lebensrecht und dem grenzenlosen Willen zur Macht. Alles, selbst das Heilige, selbst der Glaube der Menschen, wird zum Mittel der Machtsteigerung, — „als Reizmittel der Steigerung der Diesseitskämpfe benutzt und verfälscht."

Der Marxismus ist eine Etappe des großen Verweltlichungsprozesses, an dessen Ende die totale Politisierung steht. Der Mensch, der — auch im Marxismus — sich zum Herrn der Dinge erheben wollte, wird ganz und gar zum Knecht der gesellschaftlichen Mächte. Der Marxismus, der diese Politisierung mitgeschaffen hat, kann ihn nicht befreien.

Aber auch umgekehrt: die totale Politisierung kann wohl den Marxismus zerschlagen, aber nicht die Welt von seinem Geiste befreien. Denn sie ist Geist von seinem Geiste. „Nur eine vollständige Abkehr von den Wegen der sozialen Verweltlichung kann diesen Geist wirklich kraftlos machen". Diese Abkehr muß „grundsätzliche Umkehr und Erneuerung sein". Aus dem Chaos, aus der Zermalmung zwischen totalen Systemen rettet keine marxistische Volksfront und keine

Rückbesinnung auf die liberalen Ideale von 1789, sondern einzig und allein die „Erneuerung aus einer anderen Welt".

So schließt Brunner. Wir stimmen seinem Gedankengang und seinen Folgerungen zu. Wir glauben aber, daß bei dem großen gegenwärtigen Ernst der Problemstellung bestimmte Ergänzungen wünschenswert wären. Deshalb fragen wir: Ist mit dem Marxismus auch die Arbeiterbewegung am Ende?

Ist mit dem Liberalismus und Marxismus des 19. Jahrhunderts das elementare Freiheitstreben, das Streben nach Demokratie und Rechtstaat, erfüllt, überholt, erledigt?

Müßte nicht — gerade von der christlichen Haltung aus — noch Bestimmteres zur Überwindung des totalen Staates gesagt werden? Gewiß, Brunner will sich vor Prophezeiungen hüten. Aber, was er über den Marxismus sagt, geht doch hart bis an den Rand der negativen „End-Prophezeiung". Könnte und sollte diese nicht noch mehr durch einen Hinweis auf die aufbauenden und überwindenden Kräfte der Zukunft ergänzt werden? Franz Bender.

Bücher-Eingänge.

Besprechung vorbehalten.

Anrich, Ernst: Europas Diplomatie am Vorabend des Weltkrieges; Quaderverlag August Bach, Berlin, 1937; 85 Seiten, Preis RM. 2.—.

Baseldytsch; Mundartgedichte aus dem Nachlaß von Fritz Liebrich; Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel, 1938; 68 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Baur, Hans: Gastlich wird die Felswand; Zwinglihaus, Basel, 1937; 22 Seiten.

Benz, Richard: Die deutsche Romantik; Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig, 1937; 487 Seiten, Preis RM. 8.—.

Berdiajew, Nikolai: Sinn und Schicksal des russischen Kommunismus; Vita Nova Verlag, Luzern, 1937; 195 Seiten, Preis Fr. 6.—.

Bircher, Eugen, und **Clam, Ernst:** Krieg ohne Gnade. Von Tannenberg zur Schlacht der Zukunft; Verlag Scientia A.-G., Zürich 8, 1937; 250 Seiten, Preis Fr. 10.—.

Bryant, Arthur: Baldwin. Das Lebensbild eines englischen Staatsmannes; Verlag Karl Siegismund, Berlin, 1938; 201 Seiten, Preis RM. 6.—.

Clark, Grover: China am Ende? Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig O 5, 1936; 336 Seiten, Preis RM. 6.—.

Feller, Richard: Rektoratsrede (20. Nov. 1937, Uni Bern, 103. Stiftungsfeier). Von der alten Eidgenossenschaft; Verlag Paul Haupt, Bern-Leipzig, 1938; 30 Seiten, Preis broschiert Fr. 1.50.

Fellerer, Gustav: Puccini-Biographie; Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam, 128 Seiten.

Fischer von Poturzyn: Luftmacht. Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, 1938; 176 Seiten, Preis RM. 5.80.

Gestalter Deutscher Vergangenheit; herausgegeben von Peter Richard Rohden: Sanssouci Verlag GmbH., Potsdam, 1937; 517 Seiten.

Grunau, Gustav: O mein Heimatland 1938; Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern; 218 Seiten, Preis Fr. 6.—.

Hartmann, Alexander: C. F. Ramuz. Mensch, Werke und Landschaft; Verlag M. Dittert & Co., Dresden A 16, 1937; 153 Seiten, Preis RM. 3.—.

Haushofer, Karl: Geopolitik des Pazifischen Ozeans; Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, 1938; 335 Seiten.

Herre, Paul: Die kleinen Staaten Europas und die Entstehung des Weltkrieges; C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1937; XI, 517 Seiten, Preis RM. 10.50.

Hönigswald, Richard: Denker der italienischen Renaissance. Gestalten und Probleme; Haus zum Falken, Verlag A.-G., Basel, 1938; 248 Seiten, Preis Fr. 10.—.

Huggenberger, Alfred: Die Schicksalswiese; L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1938; 172 Seiten.

Kägi, Hans: Alfred Huggenberger; Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1937: 128 Seiten, Preis Fr. 3.—.

Kahler, Erich: Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas; Europa-Verlag, Zürich, 1937; 695 Seiten, Preis Fr. 16.—.

Keller, Hans Gustav: Das junge Europa; Max Niehans Verlag, Zürich, 1938; 93 Seiten.

Kerber, Franz: Alemannenland; Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, 1937; 186 Seiten.

Krafft von Dellmensingen, Konrad: Der Durchbruch. Studie an Hand der Vorgänge des Weltkrieges 1914—1918; Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg, 1937; 463 Seiten, Preis RM. 18.—.

Linden, Walther: Geschichte der deutschen Literatur; Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig, 1937; 490 Seiten + 48 Bildseiten, Preis. RM. 6.—.

Matzig, Richard B.: Kammermusik. Sonnette; Morgarten-Verlag A.-G. Zürich, 1938; 32 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Mosler, Hermann: Die Intervention im Völkerrecht; Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin, 1937; 89 Seiten, br. RM. 4.—.

Müller, Elisabeth: Das Schweizerfähnchen. Mit Bildern von Hanna Egger; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 279 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Pahl, Walther: Wetterzonen der Welt-Politik; Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig O 5, 1937; 340 Seiten, Preis RM. 6.80.

Read, Conyers: Die Tudors; Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1938; 224 Seiten, Preis RM. 5.50.

Reiners, H.: Die Burgen und Schlösser der Schweiz, Lieferung 14: Kanton Freiburg, 2. Teil; Verlag E. Birkhäuser & Cie., Basel, 1937; Preis Fr. 9.50.

Reithart, Josef: Solothurner Lüt; Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1937; 320 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Schumacher, Edgar: Ich werde Soldat. Ein Begleitbuch für den jungen Schweizer; Verlag Hallwag, Bern, 1937; 208 Seiten, Preis Fr. 4.80.

Schuschnigg, Kurt: Dreimal Österreich; Thomas-Verlag Jakob Hegner in Wien, 1937; 335 Seiten, Preis S. 12.50.

Steiger, Jakob: Carl Hiltys schweizerisches Vermächtnis; Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1937; 312 Seiten, Preis Fr. 8.50.

Stephan, Hanna: Frau Oda. Verheißung und Geschichte. Buch der Ludolfingener; Friedrich Vorwerk & Co., Verlag, Berlin, 1937; 336 Seiten.

Stokar, Willy: Überraschungen im Fall Bigler. Roman, Hans Feuz-Verlag, Bern, 1937; 167 Seiten, Preis Fr. 5.—.

Thürer, Georg: Stammbuech. Gedichte in Glarner Mundart; Verlag Tschudi & Co., Glarus, 1937; 139 Seiten.

Unter vier Augen mit Napoleon; Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt; Velhagen & Klasing, Bielefeld, 1937; 327 Seiten, Preis RM. 8.50.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.